

#1 Lernen, aus Krisen zu lernen

Es wird dringend geboten, zu widerstehen und zu verstehen.

Zweites konvivialistisches Manifest

»Das Elend der Bescheidwiser«

Ich sitze in meinem Haus am Stadtrand einer österreichischen Kleinstadt und schaue in das Grün des Gartens. Seit Beginn der Coronakrise hat der Nussbaum wieder seine Blätter entfaltet und trägt Früchte. Die Tulpen haben geblüht und sind wieder verblüht, ebenso wie die Magnolie und die Pfingstrosen. Neue Blüten haben sie abgelöst. Es war ein schöner Frühling, und ich konnte mich bei aller Isolation geschützt fühlen. Mir fehlte es auch an nichts in der Zeit der strengsten Abgeschlossenheit, und ich komme mit den immer noch vorsichtigen Lockerungen wie mit den bleibenden Restriktionen ebenso gut zurecht. Ich habe genug Muße, mich meinen Beobachtungen hinzugeben, die Ereignisse und Meinungen darüber zu verfolgen und mir mein Urteil zu bilden. Warum sollte man gerade einem wie mir vertrauen, der so deutlich im privilegierten Abseits lebt? Andererseits, ist es nicht gerade die Pflicht derer, die nicht in der vordersten Linie des Schützens und Versorgens stehen, zu beobachten, nachzudenken und Schlussfolgerungen zu ziehen? Dabei müssen wir uns allerdings vor der Gefahr hüten, den eigenen Beitrag überbewerten zu wollen.

»Das Elend der Bescheidwiser« nennt der österreichische Schriftsteller Thomas Stangl diese Gefahr. Er meint damit

»alle, die irgendetwas gelesen oder gelernt haben und ihr bisschen Wissen sofort auf alle Bereiche der Welt ausdehnen; es posten, zwitschern, verbreiten, vollkommen von sich überzeugt. Diese Mischung aus Bequemlichkeit, Hysterie und Selbstgerechtigkeit. [...] Philosophen z.B., die über ihr eigenes System nicht hinausdenken können und nicht erkennen, dass ihre Philoso-

phie so wie jede Philosophie Grenzen hat und erst dort so richtig interessant wird, wo sie zu scheitern beginnt.« (Stangl 2020)

Dieser Zweifel begleitet mich, bevor ich überhaupt den Mund aufmache, er war da, ehe ich die erste Zeile geschrieben habe. Aber es gibt auch noch den anderen, den gegenteiligen Zweifel: Ist es nicht eine intellektuelle Pflicht, seine Meinung auch zu äußern, Einsprüche anzumelden und damit selbst Einsprüche zu riskieren, kurz: zur Debatte beizutragen? Ob die eigene Meinung auch haltbar ist, zeigt sich doch erst im Dialog, in der Konfrontation der verschiedenen Ansichten.

Und ich würde auch der Position widersprechen, die der Wiener Kulturwissenschaftler Joseph Vogl vertritt. In seiner berechtigten Kritik an der »Diskurskonkurrenz« vieler heutiger »Meisterdenker auf dem Meinungsmarkt« bemängelt er, dass diese ihre eigenen bekannten Erklärungsmuster der gegenwärtigen Situation überstülpen. Vogl hingegen meint, um das Spezifische dieser Gesundheitskrise zu erfassen, dürfe man nicht von Theorien, Konzepten und Anschauungen ausgehen: »Man muss den umgekehrten Weg gehen. Von einer noch völlig unübersichtlichen Situation – man kann auch den Begriff der Betroffenheit einsetzen – zur Theoriebildung, zur Begriffsbildung etc.« (Vogl 2020) Das klingt plausibel, droht aber in der Konsequenz, in Positivismus zu münden. Stattdessen meine ich, dass man sich der Thematik von beiden Seiten nähern muss, von der Empirie *und* von passend wirkenden Theoriebausteinen, die sich empirisch bewähren müssen. Denn theoretische Konzepte können helfen, Aspekte des Corona-Phänomens zu sehen bzw. einzuordnen, die sonst unbemerkt bleiben würden. Ich hoffe im Weiteren zeigen zu können, dass gerade die kritische Prüfung von Theorieansätzen im Lichte der Coronakrise nicht nur wichtige Aufschlüsse über die Krise, sondern auch über die Theorien selbst bringen kann. Die eigentliche Schwierigkeit liegt aber darin, unterschiedliche Dimensionen der Situation, die auch mit unterschiedlichen Theorien in den Blick genommen werden, zusammenzudenken, und damit auch einen intellektuellen Dialog oft gegensätzlicher Theorieansätze in Gang zu setzen.

Der intellektuelle Dialog

Wenn soziologisch etwas an der Coronakrise bemerkenswert ist, dann die riesige, längst unüberschaubare Zahl an Versuchen, das Geschehen einzu-

ordnen, zu begreifen, in seinen Folgen abzuschätzen, weit über den Kreis der professionellen Meinungsmacher*innen hinaus. Es sind Prozesse der politischen Meinungsbildung, die für alle auch Lernprozesse sind. Und es sind Lernprozesse, die zugleich Interpretationsakte sind. Es geht um Fragen wie: Welche Bedeutung haben die Ereignisse? Was tun? Welche Maßnahmen bewähren sich? Wie soll es ›nach der Krise‹, wann immer das sein mag, weitergehen? Welches Verhalten müssen wir ändern, um besser auf ähnliche Katastrophen vorbereitet zu sein? Aber es geht auch um weiterführende Fragen wie: Was ›sagt‹ uns die Krise über unsere Lebensweise? Inwiefern ist sie ein Anlass für ein grundsätzliches Überdenken unseres Verhaltens und der Organisation unserer Gesellschaft? Diese Debatte ist seit den ersten Tagen der Krise im Gange. Offensichtlich zeichnen sich dabei zwei Lager ab: diejenigen, die darauf zählen, sobald wie möglich alles Versäumte aufzuholen und die genauso weitermachen wollen wie vorher, weil sie meinen, nur so Wohlstand und gutes Leben sichern zu können. Ihre Parole lautet: »Es soll endlich, nach dem schrecklichen Betriebsunfall Corona, alles wieder so normal wie früher werden!« Und dann gibt es diejenigen, die darauf verweisen, dass Corona ja nur eine Krise unter vielen ist, und die Corona zum Anlass nehmen wollen, über grundsätzliche Veränderungen nachzudenken und sie auch umzusetzen. Ihr Wahlspruch: »Nur nicht mehr so weiter wie bisher, unsere unhinterfragte Normalität ist das eigentliche Problem, denn dadurch sind wir da hingekommen, wo wir heute sind!« Die meisten Menschen befinden sich zwischen diesen beiden Positionen, neigen in der einen Hinsicht mehr dem einen, in anderer Hinsicht mehr dem anderen Lager zu. Vieles gefällt ihnen an der heutigen Situation nicht, aber einschneidende (persönliche) Konsequenzen wollen sie doch vermeiden.

Der folgende Text versteht sich als eine Zusammenschau, Vertiefung und kritische Reflexion vieler (und keineswegs einheitlicher) Diskussionen aus dem Lager derer, die Veränderungen anstreben. Er erhebt den Anspruch auf Vielseitigkeit, nicht den auf Originalität. Er dient nicht der Entwicklung einer neuen Theorie, sondern der Synthese verschiedenster Theorien der Erneuerung. In diesem Sinne ist er eklektisch, nicht aber eklektizistisch. Es ist der Versuch, statt auf einen bestimmten Aspekt zu fokussieren vielmehr (in aller Bescheidenheit) unterschiedliche Aspekte der Realität ebenso wie verschiedene Theoriebausteine zu einer Gesamtanalyse zu verbinden. Der Versuch wird fragmentarisch bleiben. Vollständigkeit kann nicht geboten werden. Der Text ist ein Plädoyer für ein Gesamtprogramm einer Großen Transformation, aber keineswegs selbst dieses Programm.

Dabei dürfen wir nicht vergessen: Bei aller Bemühung um nachvollziehbare und vernünftige Argumente sind doch alle Schlussfolgerungen von der eigenen Situation und dem eigenen Erfahrungshorizont geprägt. Das beginnt schon mit unserer Einordnung der Krise. Wir sprechen von einer Zeit vor Corona und nach Corona, sind uns aber nicht im Klaren darüber, dass bereits diese scheinbare Selbstverständlichkeit unserer westlich-eurozentrisch geprägten Sichtweise entspringt. Menschen in Ländern, die zum Beispiel die Ebola-Epidemie und andere Pandemien in voller Wucht erlebt haben, die in langandauernde Kriege verstrickt sind, Menschen, die vor Hungerkatastrophen stehen, haben einen gänzlich anderen Erfahrungshorizont und für sie *bedeutet* Corona einfach etwas anderes. Auch das ist eine Lektion, die Corona für uns bereithält. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Sind wir überhaupt lernfähig?

Als der Mensch
 Unter den Trümmern
 Seines
 Bombardierten Hauses
 Hervorgezogen wurde,
 Schüttelte er sich
 Und sagte:
 Nie wieder.

Jedenfalls nicht gleich.

So skeptisch beurteilte der Dichter Günther Kunert in seinem Gedicht *Über einige Davongekommene* (1948/49, Kunert 1963) unsere Veränderungsbereitschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. Und auch heute gilt: Corona selbst lehrt uns nichts. Eine Katastrophe ist keine Lehrmeisterin. Es gibt keine im Selbstlauf wirkende Wucht der Ereignisse, die uns zu neuen Einsichten zwingt. Die Hoffnung, dass schlimme Umstände ein heilsames Umdenken bewirken, ist durch keinerlei Erfahrung bestätigt. Und auch heute besteht, trotz aller Be-
 teuerungen, die Gefahr, dass bis auf ein paar halbherzige Ansätze wieder alles beim Alten bleibt. Aber dennoch: Wir können, durch eigene Anstrengung, Lehren aus der Krise ziehen. Denn Krise bedeutet sinngemäß Wendepunkt: Corona hat einige falsche Wahrheiten erschüttert und erleichtert zumindest

einen Augenblick lang ein grundsätzliches Nachdenken. Und die Krise bietet eine Unmenge an neuem Anschauungsmaterial. Wir alle sind wacher und sensibler, zumindest solange die Ausnahmesituation währt. Damit können auch – wie wir staunend bemerken – Entscheidungen viel schneller und unkomplizierter getroffen werden als sonst. Es ist eine Zeit der Wachheit der Sinne, der Verdichtung der Ereignisse und der Beschleunigung der Handlungen.

Diese Chance, dieses *window of opportunity*, können wir dadurch nutzen, dass wir uns Rechenschaft über grundlegende Fragen legen. Aus Corona lernen bedeutet also nicht, sich schon fix bestehendes Wissen anzueignen, sondern neues Wissen zu generieren, das wie jedes Wissen mit dem Risiko des Irrtums behaftet ist, und vor allem, ein Wissen, das umstritten ist.

Die Lehren, die zu ziehen sind, sind allerdings nicht einfach völlig neue Einsichten, und man wird sagen, dazu hätten wir Corona wahrlich nicht gebraucht. Doch vielleicht haben wir Corona doch gebraucht, um endlich die *Schrift an der Wand* sehen zu können.

